Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50. Bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 570. **Mittwoch** den 7. November 1894. 88. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 7. November.

Der bisherige Präsident der Reichsbank, Herr Dr. **Koch**, soll nach der „Nat.-Ztg." bereit sein, als Nachfolger des Herrn von Schelling das **preußische Justizministerium** zu übernehmen. Dr. Richard Koch, geboren 1834 in Cottbus, hat von 1853 bis 1867 dem Justizdienst angehört, zuletzt als Stadtgerichtsrath in Berlin. Von 1868 bis 1870 war er Schriftführer der norddeutschen Civilproceßordnungs-Commission, von 1870 bis 1887 Justitiar des preußischen, resp. des Reichs-Bankdirectoriums, 1887 Vicepräsident desselben; 1890 wurde er als Nachfolger Dechend's Reichsbankpräsident. Auch seit dem Ausscheiden aus dem praktischen Justizdienst hat Herr Koch, der 1886 von der Universität Heidelberg den Doctortitel honoris causa erhielt, als Präsident der juristischen Gesellschaft und als juristischer Schriftsteller eifrigen Antheil an der Entwickelung des Rechtes genommen. Eine Reihe nach Form und Inhalt vorzüglicher Aufsätze hat er in v. Holtzendorff's „Rechtslexikon", Endemann's „Handbuch des Handelsrechts", v. Stengel's „Wörterbuch des Verwaltungsrechts", Conrad-Elster's „Handwörterbuch der Staatswissenschaften" veröffentlicht. Ganz besonders hat er den Giro- und Checkverkehr erörtert. Von seinen Einzelschriften verdienen besondere Erwähnung: „Zur Reform des preußischen Concursrechts", 1868, „Ueber die Zulässigkeit der Beschlagnahme von Arbeits- und Dienstlohnen", 1869, „Abrechnungsstellen in Deutschland und deren Vorgänger", 1883, „Die Reichsgesetzgebung über Münz- und Bankwesen", 1890, „Geld und Werthpapiere" in den „Beiträgen zur Erläuterung des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs", endlich die mit Struckmann herausgegebene „Civilproceßordnung für das deutsche Reich". Von Koch rühren ferner die beiden Gesetzentwürfe über den Checkverkehr her. Er hat auch zahlreichen, von der Reichsregierung berufenen Gesetzgebungscommissionen, beispielsweise der für das von ihm angeregte Pfandbriefgesetz, für die Actienrechtsnovelle, für das Lagerhaus- und Warrantgesetz, angehört. In der jüngsten Zeit hat er die Verhandlungen der Börsen-Enquete-Commission geleitet. Im Hinblick auf zahlreiche schwebende gesetzgeberische Fragen wirthschaftlicher Natur — wir erinnern vor Allem an die Börsenreform — darf es als ein Vorzug des künftigen preußischen Justizministers betrachtet werden, daß er mit hervorragender juristischer Befähigung eine eingehende Kenntniß des wirthschaftlichen und geschäftlichen Lebens verbindet. Politisch ist Herr Dr. Koch nicht hervorgetreten; er dürfte aber den Mittelparteien zuzuzählen sein. — Durch die Ernennung Dr. Koch's zum Justizminister würde der wichtige Posten des Bankpräsidenten erledigt werden. Die „Kreuzzeitung" knüpft daran folgende Bemerkung: „Wenn Personen von scharfem Blick Recht behalten, so dürfte bei der Neubesetzung dieser Stelle darauf Rücksicht genommen werden, daß in den Münzfragen ein neuer Curs eingeschlagen wird, d. h. daß nicht mehr der Monometallismus in der bisherigen starren Form zur ausschließlichen Richtschnur dient." Die „Kreuzzeitung" wird mit dieser Andeutung wohl weniger ihren scharfen Blick beweisen, als einem frommen Wunsch Ausdruck geben. Dem Rütteln an der Goldwährung hat die Regierung bisher stets mit gutem Recht entschiedenen Widerstand geleistet, und nach dem Fiasko, welches die fast ganz ergebnißlose Währungscommission gemacht hat, wird schwerlich Neigung bestehen, den bimetallistischen Forderungen Zugeständnisse zu machen.

Die Verlegung der **Eröffnung des Reichstages** um drei Wochen hat in der Presse zu der Erörterung darüber geführt, welche Vorlagen die Weihnachten zu erwarten seien. Diese Frage wirft sich von selbst auf, wenn man bedenkt, daß zwischen der Eröffnung und der Weihnachtspause nur etwa vierzehn Tage, darunter nur elf Arbeitstage, liegen und daß daher vielerlei in diesem ersten Abschnitte der Session nicht berathen werden kann. Daß die Vorlage gegen die Umsturzbestrebungen dem Reichstage bei seinem Zusammentritt alsbald vorgelegt werden wird, ist selbstverständlich. Ebenso scheint sicher, daß außerdem nur der Etat für die Vorlegung ernstlich in Frage kommt. Mit Recht aber ist schon darauf hingewiesen worden, daß Zweckmäßigkeitsgründe von Gewicht dafür sprechen, auch den Etat erst nach Neujahr vorzulegen. Abgesehen davon, daß die Generaldebatte über den Etat nur allzu leicht Gelegenheit bietet, mit ihm gar nicht zusammenhängenden Vorlagen Steine in den Weg zu werfen, ist es sicher unzweckmäßig, wenn die Generaldebatte über den Etat und die Steuer- und Finanzdebatte zeitlich weit von einander getrennt stattfinden, weil in beiden die Finanzlage des Reichs nothwendig den Mittelpunct bilden wird, eine zeitliche Trennung der Verhandlungen daher gleichbedeutend mit der Wiederholung dieser naturgemäß weitschichtigen Erörterungen in ihrem ganzen Umfange sein würde. Wird aber der Reichsetat erst nach der Weihnachtspause vorgelegt, so erreicht man dabei voraussichtlich den weiteren Vortheil, daß bei der Berathung auch schon der preußische Staatshaushalts-Etat für 1895—96 bekannt ist und daß daher die Verhandlung nach einer der wichtigsten Seiten hin auf ungleich sicherer Grundlage geführt werden kann als dies sonst der Fall wäre; denn für die Frage, ob die Bedürfnisse des Reichs durch eigene Einnahmen oder durch Matricularumlagen zu decken sind, und wie sonst das finanzielle Verhältniß des Reichs zu den Bundesstaaten zu gestalten ist, ist natürlich die volle Kenntniß von der Finanzlage des größten und auch wegen seiner finanziellen Verhältnisse vor anderen interessirten Bundesstaaten von erheblicher Bedeutung. Der preußische Etat für 1895/96 dürfte bei aller Sparsamkeit, den „Berl. Pol. Nachr." zufolge, wiederum mit dem beträchtlichen Deficit von etwa 40 Millionen Mark abschließen. Ob es möglich sein wird, den preußischen Etat so frühzeitig herzustellen, daß er schon mit dem Ende der Weihnachtspause dem Reichstage bekannt ist steht dahin. Das dringende Interesse der Eisenbahnverwaltung an der rechtzeitigen Feststellung desselben weist jedenfalls auf eine möglichst zeitige Einbringung des Staatshaushalts-Etats hin. Wird aber der Reichshaushalts-Etat unmittelbar nach der Weihnachtspause vorgelegt, so wird der Reichstag bei gutem Willen sehr wohl die Etatsberathung rechtzeitig zum Abschluß bringen können.

Gestern ist die **luxemburgische Kammer** verfassungsgemäß zur Wiederaufnahme ihrer Thätigkeit zusammengetreten. Es hat allen Anschein, als ob die diesjährige Tagung eine sehr stürmische werden sollte. Vor Allem will die sog. luxemburgische Volkspartei, ein seltsames Gemisch von Klerikalen, unzufriedenen Demokraten und Französlingen, einen Antrag auf neueine Verfassungsänderung im Sinne der Einführung des allgemeinen Stimmrechts einbringen. Den Französlingen ist eben, seitdem es ihren Hetzereien gelungen ist, sich des Luxemburger Rathhauses zu bemächtigen, der Kamm gewaltig geschwollen. Sie zielen um so mehr auf die Kammermehrheit hin, als Bischof Koppes von Luxemburg und sein Klerikaler Heerdann hinter den Führern der Volkspartei stehen. Das Ergebniß der belgischen Wahlen, die eine so gewaltige klerikale Mehrheit geschaffen haben, erweckt in den Luxemburger Volksparteilern die Ueberzeugung, daß sie mit Hilfe des allgemeinen Stimmrechts die liberale Kammermehrheit und das Ministerium Eyschen stürzen und den Großherzog zwingen könnten, ihnen das Heft der Regierung anzuvertrauen. Ihre Hoffnung ist mit Rücksicht auf die Thatsache, daß das allgemeine Stimmrecht soeben die liberale Partei in Belgien förmlich zertrümmert hat, leider nicht ganz grundlos, weshalb die Einführung des allgemeinen Stimmrechts in Luxemburg bei der liberalen Mehrheit keinen Anklang findet. Weitere demokratische Sporen will sich die Volkspartei bei der Bekämpfung der Regierungsvorlage, betreffend die Erhöhung der Beamtengehalte, verdienen, da die Arbeiter und Bauern dieser Vorlage ungünstig gestimmt sind. — Der Staatsvoranschlag, den die Regierung vorgelegt hat, ist, wie aus dem im Morgenblatt mitgetheilten Zahlen zu ersehen, sehr günstig und schließt mit einem erheblichen Ueberschuß ab. Der Bericht des Ministers Dr. v. Eyschen betonte, daß der Ueberschuß den Einnahmen aus dem Zollvertrag mit dem deutschen Reiche entspringt, eine Feststellung, die den Luxemburger Französlingen sicherlich nicht in den Kram paßt.

Die **französische Budgetcommission** hat sich in ihrer letzten Sitzung mit der neuen Erbschaftssteuer beschäftigt und ist bei dieser Gelegenheit noch beträchtlich über die Vorschläge des Finanzministers Poincaré hinausgegangen. Die Regierung hatte für die Erbschaften in directer Linie einen Steuersatz von 2½ Procent beantragt; die Commission nahm ein Maximum von 5½ Procent an. Für Erbschaften aus Seitenlinien, zwischen Personen, die gar nicht oder weitläufiger als im sechsten Grade mit einander verwandt sind, schlug der Finanzminister eine 18½ procentige Besteuerung vor; die Commission erhöhte diesen Satz auf 21½ Procent. Eine derartig hohe Besteuerung dürfte in der Kammer und in der Presse auf heftigen Widerstand stoßen und schon jetzt macht das „Journal des Débats" auf die Folgen aufmerksam, welche dieselbe haben könnte. Nach dem Gesetze vom 23. August 1871 wird das bewegliche Vermögen eines in Frankreich sterbenden Ausländers besteuert, selbst dann, wenn es sich im Auslande befindet und dort schon der Steuergesetzgebung des betreffenden Staates unterliegt, und wenn dem Erblasser das Niederlassungsrecht in Frankreich verweigert worden ist. Diese schon an und für sich ungerechte und oft sehr drückende Behandlung würde geradezu unerträglich werden, wenn die Erbschaftssteuer die von der Commission beantragte Höhe erreichen sollte. Auf diese Weise könnte das Vermögen eines in Frankreich lebenden Fremden unter Umständen einer Erbschaftssteuer von 30 bis 40 Procent unterworfen sein, und die natürliche Folge davon wäre, daß reiche Ausländer, welche jetzt Frankreich in großer Zahl bewohnen, sortab ihren Aufenthalt anderswo nehmen würden. — Bei der Anarchistenrevolte in der Strafcolonie auf den Iles du Salut (Guyana) wurden bekanntlich außer einer Anzahl gewöhnlicher Verbrecher die gefährlichen Anarchisten Marpaux, Chevenet, Simon genannt Biscuit, Léauthier und Meyrous getödtet. Marpaux ist derjenige Anarchist gewesen, welcher den Polizeiagenten Colson, der ihn ergreifen wollte, im vorigen Jahre durch einen Messerstich tödtete; er war ursprünglich professioneller Einbrecher gewesen, hatte sich dann aber dem Anarchismus zugewandt; er war ein intimer Freund Emile Henry's. Nicht minder bekannt ist Léauthier. Dieser, Schuhmacher von Profession, verwundete im Herbst v. J. den serbischen Gesandten Georgiewitsch lebensgefährlich; er wurde zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurtheilt. Simon, genannt Biscuit, war ein Gehilfe Ravachol's, dem er bei der Dynamitbereitung Beistand leistete; seine Strafe lautete auf lebenslängliche Zwangsarbeit. Meyrous endlich ermordete in Saint-Denis in Gemeinschaft mit einem Kellner Meneos Chapaliot einen Mann, von dem er glaubte, er sei ein Denunciant.

Der von den Anarchisten am Abend des 4. November unternommene **Londoner Bombenanschlag** ist wegen der die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmenden Livadioer Katastrophe ziemlich unbeachtet geblieben, verdient aber um deswillen noch ganz besonderer Erwähnung, weil er die vielgerühmte „Thätigkeit" der Londoner Anarchistenpolizei und die Erwiderungen, mit welchen Lord Rosebery im letzten Sommer aufs Bestimmteste Lord Salisbury's Behauptungen über die Thätigkeit der Anarchisten in London in Abrede gestellt hat, eigenthümlich beleuchtet, zumal wenn man hinzunimmt, daß, wie uns heute telegraphirt wird, am gestrigen Vormittag in der Mauer eines Hauses in der Tilney-Street ein Stück einer eisernen Röhre entdeckt wurde, die von Sachverständigen für eine neue Art des von Anarchisten erfundenen Detonators gehalten wird. Bekanntlich platzte in Mayfair, einem der vornehmsten Stadttheile des Westends, am Sonntag Abend kurz nach 11 Uhr eine Bombe, riß die Thürschwelle auf, zerschmetterte einen 3½ Zoll dicken Stein und bog die Straßenthür, verbogen und zertrümmt, aus den Angeln. Einige Minuten vorher war die Gemahlin des Herrn Brett zu Wagen angelangt und muß an der Bomb-

Feuilleton.

Monsieur Xaver.

Eine altmodische Liebesgeschichte

9] von Moritz v. Reichenbach.

Nachdruck verboten.

(Schluß.)

„Xaver!" flüsterte sie leise und zog ein Miniaturbild des Geliebten, das sie selbst nach der Erinnerung gemalt hatte und immer bei sich trug, hervor. Sie drückte ihre Lippen darauf in langem, heißem Kuß mit einem stummen Gelübde. Ihre Augen schimmerten feucht — aber dann richtete sie sich fest und entschlossen auf.

„Mein Weg liegt klar vor mir", sagte sie, „möge die Wahrheit mich zum Guten führen."

Bei der Abendtafel war sie ruhig und gefaßt zu Barbara Franzißka's Erstaunen. Ja, sie schien sogar den Liebenswürdigkeiten des Grafen gegenüber nicht unempfindlich zu bleiben. Dieser schien denn auch dem alten Hochkirch ein „durchaus convenabler Mensch", und seiner Schwester kam er geradezu bezaubernd vor. Elisabeth unterhielt sich während des Soupers freundlich mit ihm und lächelte sogar zu seinen Bon-mots, die er gern und gewandt anbrachte; und als er ihr nach beendigter Tafel den Arm bot, um sie zu der Gartenterrasse hinabzuführen, von wo aus man den Aufgang des Vollmondes bewundern wollte — da folgte sie ihm, ohne zu zögern, während Herr von Hochkirch und Barbara Franzißka nur pro forma ein Stück mit gingen und dann das Paar sich selbst überließen.

Schweigend ging Elisabeth an der Seite des Grafen hin. Ihr Herz pochte zu mächtig, um sie gleich Worte finden zu lassen. Jetzt war der erwünschte Augenblick des Alleinseins mit ihm gekommen, ihr Schicksal mußte sich entscheiden. Indeß waren die Gedanken des Grafen ebenfalls beschäftigt, wenn auch nach einer anderen Richtung hin. Er wußte, daß die Frau, die da an seinem Arme hinging, dieselbe war, um derentwillen er sich endgültig mit seinem Neffen überworfen hatte. Ohne das Dazwischentreten dieser Frau war er überzeugt, daß Xaver doch endlich Vernunft angenommen und nach ein paar tollen Streichen, die er vielleicht noch gemacht hätte, zuletzt nachgegeben haben würde und reuevoll zurückgekehrt wäre.

„Das Unglück bei ihm ist, daß er einen viel zu hohen Begriff von den Weibern hat", pflegte er in seinen Selbstgesprächen zu sagen, „aber nur Geduld, sie werden ihn schon selbst davon curiren."

Da indeß diese Cur über die Maßen lang auf sich warten ließ, so beschloß er, dieselbe etwas zu beschleunigen. Das Anerbieten Hochkirch's brachte ihn auf den Gedanken, Elisabeth seinem Neffen abwendig zu machen, und er zweifelte nicht daran, daß dieser noch für seine Wünsche zu gewinnen sein würde, wenn er ihm mit einem untrüglichen Beweise von Elisabeth's Untreue in der Hand entgegentreten könnte.

„Das ist eine Strafe und Rache zugleich", dachte er, „und obenein thue ich dem Sausewind auch noch den Gefallen, ihn von seiner Marotte zu curiren."

Der Gedanke an eine Niederlage Elisabeth gegenüber kam ihm gar nicht. Er wußte, daß er trotz seiner fünfzig Jahre einen Zauber auf Frauengemüther ausübte, dem noch keine widerstanden, und er hatte die Liebe immer nur als ein Spielzeug für müßige Stunden kennen gelernt. Auch diesmal dachte er nicht daran, sich durch das kleine Abenteuer etwa dauernd zu binden. Er berechnete richtig, daß man ihm Elisabeth's Verhältniß zu Xaver verschweigen und daß dies dann einen guten Grund geben würde, die Verlobung wieder aufzulösen. Vor allen Dingen mußte er sich nur in den Besitz eines Briefes oder sonst irgend eines unleugbaren Gunstzeichens von Elisabeth setzen. Hätte man ihm gesagt, daß dieser Plan perfide sei und er dadurch zwei Menschen unglücklich machen könne, er hätte darüber gelacht und wahrscheinlich geantwortet: „Der Hunger kann Herzen brechen und ist ein factisches Unglück — die Liebe nicht. Ich habe mehr als dreißig Lieben gehabt und befinde mich noch ebenso wohl wie meine Angebeteten, die alle glückliche Frauen wurden oder auch schon waren."

Das ungefähr waren die Lebensanschauungen des Grafen Kozielsky, und während er jetzt neben Elisabeth herging und darüber nachdachte, wie er am schnellsten sein Ziel erreichen könnte, hielt er sich zugleich für einen guten und klugen Mann und hatte auch noch Raum für das Gefühl, daß es durchaus nicht zu den unangenehmsten Dingen gehöre, den Mond, mit einer schönen Frau am Arm, aufgehen zu sehen. Es war daher ebenso eine Wirkung dieses Gefühls, als eine berechnete Redewendung, als er plötzlich, seine Hand auf Elisabeth's Arm legend, sagte:

„Dieser Abend wird zu einer meiner schönsten Erinnerungen gehören!"

Er fand es ganz in der Ordnung, daß Elisabeth's Arm bei seiner Berührung leise zuckte, als sie aber jetzt sagte: „Es wird nur von Ihnen abhängen, ob dieser Abend auch für mich zu den liebsten Erinnerungen gehören soll", da blickte er sie doch einen Augenblick erstaunt an, denn wenn er auch nicht auf großen Widerstand gerechnet hatte, so war ihm ein solches Entgegenkommen doch überraschend. Aber er fand sich schnell in die Situation, und sich mit seinem Lächeln zu ihr niederbeugend, sagte er:

„Es scheint, wir sind dazu gemacht, uns zu verstehen, Gräfin!"

„Wenn Gott meine Gebete erhört, ja", sagte Elisabeth, die Augen schwärmerisch zum Himmel emporrichtend. Sie waren auf der Terrasse angelangt. Elisabeth machte sich sanft los und lehnte sich an die Brüstung. Der Graf stand dicht neben ihr. Der volle Zauber des Mondlichts ruhte über dem schweigenden Garten, nur der Springbrunnen vor der Terrasse rauschte leise und spielte mit den silbernen Funken, die der Mond darüber hinstreute.

„War es der Gott der Liebe, zu dem Sie beteten?" fragte der Graf.

Elisabeth blickte ihn voll an; sie sah sehr ernst aus.

„Wir sind allein, Herr Graf", sagte sie, seine Frage übergehend, „und ich habe ein solches Alleinsein herbeigewünscht, weil ich Sie für einen Mann von Ehre, für einen echten Cavalier halte, und weil ich Ihnen eine Mittheilung machen muß."

„O, Gräfin, ich werde nur den süßen Klang Ihrer Stimme hören — das Mondlicht und Ihre Augen sind schuld daran, wenn ich jetzt für alles Andere kein Verständniß habe", sagte der Graf lebhaft — er wollte kein ernsthaftes Gespräch aufkommen lassen. Aber um Elisabeth's Lippen zuckte kein geschmeichelndes Lächeln.

„Dennoch muß ich Sie bitten, mich anzuhören", sagte sie ruhig. „Glauben Sie mir, es wird mir nicht leicht. Das auszusprechen, was ich Ihnen sagen muß, und nur die Ueberzeugung, daß ich es mit einem edlen Manne zu thun habe, macht es mir möglich!"

„Gräfin . . ."

Sie machte eine abwehrende Handbewegung und fuhr schnell fort: „Ich kenne die Pläne meines Vaters, und von dem Augenblick an, wo ich sie kennen lernte, habe ich eine Unterredung mit Ihnen gewünscht. Mein Vater bestimmt über meine Hand — aber ich halte Sie nicht für fähig, diese zu begehren, wenn ich Ihnen sage: mein Herz gehört einem andern — all' meine Gedanken sind mit seinem Bilde beschäftigt, und das Leben ist werthlos für mich, wenn ich es nicht an seiner Seite verbringe!"

„O Gräfin — wie grausam sind Sie — und wie beneidenswerth ist der Mann, den Sie so lieben!"

„Ein schweres Geschick ruht auf ihm — Sie würden ihn kaum beneiden, wenn Sie ihn kennten."

„Beneiden würde ich ihn auf jeden Fall — aber vielleicht nicht begreifen. Ich wüßte keinen Grund, welcher mich veranlassen könnte, mich von einer geliebten Frau auf lange Zeit zu trennen und dieselbe allen möglichen Gefahren und Verlegenheiten auszusetzen — eine Frau, die man liebt, läßt man nicht so unbeschützt zurück."

„Es giebt doch Gründe, welche das nöthig machen können."

„Verzeihen Sie, aber an solche Gründe glaube ich nicht. Hätten Sie nicht lieber jede Gefahr mit ihm getheilt, als sich von ihm getrennt?"

„Das schon, aber die Vernunft — —"

„Die Vernunft — ha, ha, Gräfin, wann hatte die Liebe jemals mit der Vernunft zu thun?"

Elisabeth wandte sich verletzt ab.

„Zürnen Sie mir nicht", flehte Kozielsky, „aber ich halte die Liebe für so mächtig, für so hoch erhaben über jedes andere Gefühl, daß Alles sich ihr unterordnen muß."

„Eben deshalb ist wahre Liebe auch stark genug, eine Trennung überwinden zu können, deren Zweck endliche Vereinigung ist."

Aber so leicht war der Graf nicht aus dem Felde geschlagen. Er versuchte es abwechselnd, das Gift des Zweifels und den Zauber der Sinne auf Elisabeth wirken zu lassen, und zuletzt griff er sogar auf die eben noch geschmähte Vernunft zurück, indem er ihr vorstellte, welch' unsicherem Loose sie entgegenginge, wie geborgen sie dagegen an seiner Hand sein, und wie ihn nur „ein wenig Freundschaft" von ihrer Seite zufriedenstellen würde. Ihr Widerstand hatte einen angekannten Reiz für ihn, und je kälter sie ihm begegnete, um so mehr erwärmte er sich. Er hatte jetzt all seine berechneten Pläne vergessen und sah nur das schöne Weib vor sich, das er erobern wollte und mußte. Je mehr er aber die Sprache wirklicher Leidenschaft annahm, um so schroffer und abweisender wurde Elisabeth.

„Aber begreifen Sie denn nicht", rief er sie endlich erregt, „daß Sie mir verächtlich erscheinen müssen, wenn Sie noch meine Hand verlangen, nach dem, was ich Ihnen sagte? Eine Frau für sich verlangen, deren Herz einem Andern gehört und die daraus kein Geheimniß macht, das kann nur, wer selbst gar kein Gefühl mehr hat. Und Sie, mein Herr, Sie fühlen nichts, bei all ihren schönen Worten, Sie fühlen nichts —"

„Ich habe vielleicht nie so warm empfunden wie in diesem Augenblick!" rief der Graf, dem es nun mit seiner Werbung voller Ernst war, wenn das Gefühl, seinen Neffen dadurch zu ärgern, auch den Reiz derselben für ihn erhöhte.

„O, Sie sind ein Egoist, ein kalter, ein herzloser Egoist, ich verabscheue, ich verachte Sie!"

„Gräfin!"

„Sie meinen, ich hätte nicht das Recht dazu? O, ich habe es! Ist es nicht verächtlich, wenn ein Mann in Ihren Jahren noch die Sprache der Liebe, die Gefühle der Jugend borgt, nur um sich selbst dadurch jünger erscheinen zu lassen? Wenn er auf Eroberungen ausgeht, nur um seiner Eitelkeit zu schmeicheln, und eine Frau an sich fesseln möchte, nicht weil er sie liebt oder sich von ihr geliebt glaubt, sondern nur, weil es ihm schmeicheln würde, ein junges Weib zu haben, um das ihn vielleicht noch irgend ein jüngerer Mann beneiden könnte! Ihr Herz und Ihr Gefühl sind längst erstarrt und vertrocknet, aber mit dem Flittern der Eitelkeit möchten Sie beides ersetzen! Und dazu soll ich Ihnen helfen! O, wenn Sie nur ein einziges Mal erfahren hätten, was wirkliche Liebe heißt, Sie würden nicht wagen, mich jetzt noch mit ihren Anträgen zu verfolgen — aber Sie haben nie geliebt. Ihr Herz war überhaupt nie irgend eines edlen Gefühls fähig, und wenn man mich zwingt, mit Ihnen vor den Altar zu treten — so bleibt mir noch ein Ausweg! Ich werde den Tod Ihrer Umarmung vorziehen — ich schwöre es, bei Gott!"

Elisabeth hatte in leidenschaftlicher Erregung gesprochen und dann mit schnellen Schritten die Terrasse verlassen.

Sprachlos starrte der Graf ihr nach, dann fuhr er sich mit der Hand über die Stirn, wie um sich zu überzeugen, daß Das, was er eben erlebt hatte, Wirklichkeit und kein Traum war.

Das alles hatte eine Frau ihm gesagt! Und da war keine Spur von Koketterie, von gemachter Gereiztheit zu entdecken — die Sprecherin hatte ihre innerste, wahrste Ueberzeugung, ihre allerechteste Verachtung in den klarsten, unverhohlensten Worten ausgedrückt! Und das Alles, weil es ihm einmal wirklicher Ernst mit einem Antrage gewesen war!

„Ei, so hole doch der Teufel diese Frau!" rief er endlich, sich schüttelnd, wie aus einer Erstarrung erwachend, und schickte sich an, ebenfalls die Terrasse in höchst ärgerlicher Stimmung zu verlassen auf halbem Wege blieb er stehen, legte den Kopf nachdenklich in die Hand, zog die Augenbrauen

SLUB
Wir führen Wissen.